

Was beim Fußball mit uns geschieht

Über Spiel, Arbeit, Markt und Nation

Kai Froeb

Autor

Kai Froeb

https://kai.froeb.net

Verlag

Reflexivity Press

São Martinho do Porto

Edition Kai Froeb

Neueste Fassung und Hinweise auf Korrekturen:
https://reflexivitypress.com/de/buecher/froeb-fussball-essay

Rückmeldungen: feedback+de.fussball-essay.v2.9@reflexivitypress.com

Zum Cover: https://reflexivitypress.com/de/ueber-uns/bildsprache/

Veröffentlichung

2026-11-21

Version 2.9

Typeset with LaTeX (LuaHBTeX, Pandoc + Eisvogel)

Hinweis zur Entstehung

Geschrieben mit dem Sprachmodell Claude (Anthropic). Anlage, Inhalt und Verantwortung liegen beim Autor. Wie dabei gearbeitet wurde, beschreibt der Aufsatz „Philosophie im Zeitalter der Maschinen, die schreiben“:
https://reflexivitypress.com/de/ueber-uns/maschinen-die-schreiben/

© Copyright 2026 by Reflexivity Press, São Martinho do Porto.

Alle Rechte vorbehalten.

Zero Marginal Cost License 1.3 (ZMC 1.3)

Kurzfassung für Leserinnen und Leser

Was keine Grenzkosten hat, soll keine Barrieren haben.

Sie dürfen

- Das Werk **kostenlos lesen, herunterladen und kopieren**.
- Das **inhaltlich unveränderte Werk nichtkommerziell digital weitergeben**, mit Autor-, Quellen- und Lizenzangabe.
- Das Dateiformat technisch ändern und notwendige Anpassungen zur Barrierefreiheit vornehmen, ohne den Inhalt zu verändern.
- Für den persönlichen, nichtkommerziellen Gebrauch **einzelne Exemplare drucken oder drucken lassen und verschenken**; unmittelbare Kosten dürfen ohne Gewinnaufschlag erstattet werden.
- Für den eigenen persönlichen, nichtöffentlichen und nichtkommerziellen Gebrauch **Übersetzungen anfertigen**.
- Das Werk individuell für Bildung und Forschung nutzen und bei nichtkommerzieller Nutzung nach wissenschaftlichen Standards zitieren, ohne es durch eine Zitatsammlung zu ersetzen.

Bedingungen

Die Nutzung muss **nichtkommerziell** bleiben. Bei öffentlicher Weitergabe sind, soweit vernünftigerweise möglich, **Autor, Werkquelle und Lizenz** anzugeben. Sie dürfen keine zusätzlichen rechtlichen oder technischen Beschränkungen auferlegen und keine Unterstützung durch Autor oder Verlag vortäuschen.

Alle übrigen Rechte bleiben vorbehalten

Diese Lizenz erlaubt ausschließlich die ausdrücklich genannten Nutzungen. Jede darüber hinausgehende Nutzung bedarf einer gesonderten Erlaubnis des Rechteinhabers, soweit sie nicht bereits gesetzlich erlaubt ist.

Gesetzliche Nutzungsbefugnisse und Vergütungsansprüche bleiben unberührt. Rechte Dritter können gesonderten Bedingungen unterliegen.

Wichtiger Hinweis: Diese Kurzfassung dient nur der Orientierung und ist kein eigenständiger Lizenzvertrag. Maßgeblich ist die vollständige **ZMC 1.3**:

https://reflexivitypress.com/de/zmc/



Über den Autor

Kai Froeb (*1963) lebt in São Martinho do Porto an der portugiesischen Atlantikküste.

Wenn Sie dieses Buch lesen, wissen Sie schon das Wichtigste über den Autor: Er bittet Sie nicht, ihm zu glauben. Alle seine Bücher sind so gebaut, dass sich am eigenen Denken prüfen lässt, was in ihnen steht. Wo Ihr Befund vom Text abweicht, ist entweder eine Grenze des Buchs erreicht oder eine Eigenheit Ihres Denkens sichtbar geworden. Beides ist mehr wert als Zustimmung.

Der Weg dahin ging über zwei Spuren, die lange nebeneinanderher liefen. Die eine begann in der Oberstufe in Lüneburg und in den Sommerschulen der Heimvolkshochschule Göhrde, wo drei Wochen lang ein einziger Text durchgearbeitet wurde; sie führte über Mathematik, Informatik, Betriebswirtschaft, Kulturwissenschaft und Jura, bewusst ohne Abschlüsse, um sich einen Weg quer zu den Fächern offenzuhalten. Die andere begann 1980 an einem Commodore CBM 8032 mit einer Nachbildung von Weizenbaums ELIZA und wurde ein Beruf: Programmierung, Anwendungsbetreuung, Projektleitung und Schulung, erst in kleinen Softwarehäusern, dann in großen IT-Konzernen, zuletzt über zehn Jahre Betriebsrat und Gewerkschaft.

Dass beide Spuren zusammengehören, zeigte sich spät. Was in vierzig Jahren Softwarearbeit zur Gewohnheit wird — Strukturen zerlegen, Abhängigkeiten sichtbar machen, prüfen, ob etwas trägt, wenn man daran zieht —, ist dasselbe Handwerk, das ein philosophisches Argument braucht.

Seit dem Erscheinen von ChatGPT Ende 2022 arbeitet er regelmäßig und intensiv mit Sprachmodellen, beim Programmieren wie an seinen Büchern; vorher war eine solche Arbeit nicht möglich. Die Arbeit ist in beiden Fällen gleich geteilt: Anlage, Fragestellung und das Urteil in der Sache liegen bei ihm, ebenso die Regeln, nach denen geprüft wird; das Modell arbeitet ihm zu, sucht Einwände und formuliert aus. Verantwortlich ist er für jeden Satz. Wie ein Text entstanden ist, entscheidet nicht darüber, ob er gilt; das prüft man am Text selbst, und dafür sind seine Bücher gebaut.

Seit 1998 gibt Froeb **hegel.net** heraus, eine Hegel-Ressource in zwölf Sprachen, samt einem öffentlichen Archiv von über fünfhundert digitalisierten Originalausgaben Hegels und der Hegelianer des 19. Jahrhunderts.

Sein Leitmotiv stammt aus jener Schulzeit und hat sich seither als brauchbar erwiesen: „Das Wahre ist das Ganze." Der Satz verlangt eine Integration, die nichts verdrängen muss — und ist deshalb schwerer einzulösen, als er klingt.

Wo Sie in diesem Buch etwas finden, das nicht stimmt, ist Ihre Kritik der wertvollste Beitrag, den Sie ihm leisten können.

Zur Herkunft dieses Textes

In meiner Grundschule in Belgien gab es jeden Morgen Gymnastik. Ich habe jede Stunde darauf gewartet, dass sie vorbei ist, und bei Sportübungen geht es mir bis heute so. Beim Mannschaftssport wurde ich als Letzter gewählt. Im Fußballverein, in den meine Mutter mich anmeldete, durfte ich Torwart oder Verteidiger spielen, weil das niemand wollte; nach ein paar Monaten waren der Verein und ich uns einig. Beim Judo habe ich jahrelang meinen weißen Gürtel verteidigt. Das Beste daran war das Malzbier mit meinem Vater danach. Sportübertragungen im Fernsehen bedeuteten, dass die Zeichentrickserie ausfiel.

Später habe ich mit Kollegen Fußball geschaut, und hier im Café in Portugal tue ich es wieder. Nicht wegen des Spiels — das langweilt mich noch immer. Die Leute freuen sich, und man kommt ins Reden.

Genau das ist der Gegenstand dieses Essays. Wie bildet sich dieser Zusammenhalt? Woher kommt die Tradition, das Gefühl von Gemeinschaft, das „Wir" eines Menschen, der keinen Ball berührt hat? Dass Politiker und Firmenchefs das benutzen, ist die kleinere Frage. Die größere ist, warum es sich benutzen lässt.

INHALTSVERZEICHNIS

Was beim Fußball mit uns geschieht **1**
Ein Tor 1
Spiel und Arbeit 1
Der Fan 3
Warum es bindet 5
Warum gerade Fußball 6
Die Kehrseite 7
Wer verdient 9
Das große „Wir“ 12
Was offenbleibt 14

WAS BEIM FUSSBALL MIT UNS GESCHIEHT

Ein Tor

Ein Tor fällt[1], und ein ganzes Stadion springt auf. Fremde fallen sich in die Arme. In tausend Wohnzimmern brüllen Menschen gegen den Fernseher, als könnten die Spieler sie hören. Am Morgen darauf sagt einer im Büro: „Wir haben gewonnen" – und hat doch keinen Ball berührt, kennt keinen der Spieler, hatte mit dem Geschehen auf dem Platz nicht das Geringste zu tun.

Woher kommt dieses „Wir"?

Spiel und Arbeit

Seit der Antike unterscheidet man notwendige Arbeit, Erholung und freie Tätigkeit; modern wird daraus oft der Gegensatz von Arbeit und Spiel. Das Spiel scheint frei, weil es seinen Zweck in sich selbst habe; die Arbeit unfrei, weil sie auf Lohn, Brot, Auskommen geht. Das Spiel wäre dann die Insel der Freiheit in einer Welt voller Zwänge.

Nur trennt das, was nicht zu trennen ist. Ein Fußballer läuft, passt, schießt, und jeder Schritt verfolgt einen Zweck: den Ball halten, den Mitspieler finden, das Tor treffen. Der Pass dient dem Spielzug, der Spielzug dem Tor, das Tor dem Sieg, der Sieg der Tabelle. Eine ganze Leiter von Zwecken, einer über dem anderen. Seinen Zweck rein „in sich selbst" hat auch das Spiel nicht.

---

1 Angeregt wurde dieser Essay durch den Artikel „Copa do Mundo – futebol, mercado e identidade nacional" von Christian Iber, Agemir Bavaresco und Lutiero Esswein (A Terra é Redonda, 24. Juni 2026). Von dort stammen die leitende Dreigliederung in Spiel und Freiheit, Markt und nationale Identität sowie mehrere Motive – der Fußball als globale Sprache der einfachen Regeln, die Verwandlung der Fan-Zugehörigkeit in Konsum, das Fortbestehen der Nation in der Globalisierung. Die vorliegende Bearbeitung setzt anders an: beim „Wir" des Fans, bei Zweckhierarchien statt Zweckfreiheit, bei der Mechanik der Fan-Bindung und bei der Aufmerksamkeit als ökonomischem Rohstoff.

Die Freude ist trotzdem da – an der Bewegung, am gelungenen Dribbling, am Pass, der ankommt. Aber sie steht nicht neben den Zwecken, sie steckt in ihnen. Man hat sie, indem man den Zweck verfolgt, nicht statt seiner. Auch wer nur zur Entspannung spielt, verfolgt damit einen Zweck – eben den, sich zu entspannen.

Der Unterschied zwischen Spiel und Arbeit liegt also nicht darin, dass das eine Zwecke hätte und das andere nicht. Er liegt darin, wie die Zwecke im Leben verankert sind. Die Zwecke des Spiels sind gerahmt: Sie gelten in einem abgesteckten Raum, ihre Folgen sind begrenzt, das Ganze ist wiederholbar. Man verliert ein Spiel und steht am nächsten Samstag wieder am Anfang. Die Zwecke der Arbeit stehen unter dem Druck der wirklichen Selbsterhaltung – wer sie verfehlt, verliert nicht ein Spiel, sondern Lohn, Stellung, Auskommen. Diese Folgenlosigkeit ist es, die das Spiel leicht macht, solange es Spiel bleibt. Beim Profi kehrt der Ernst der Arbeit in das Spiel zurück.

Der Profi verfolgt dieselben Zwecke wie der Junge auf dem Bolzplatz, dieselbe Leiter vom Pass bis zum Aufstieg. Was bei ihm hinzukommt, ist nicht ein anderer Zweck, sondern eine fremde Hand über der ganzen Leiter. Er ist Lohnarbeiter: Er verkauft seine Arbeitskraft, steht unter Vertrag, gehorcht dem Trainer, dient einem Verein unter wirtschaftlichem Druck. Während er spielt, gehört die Entscheidung darüber, was er tut, nicht mehr ganz ihm – er trainiert, wenn man es ansetzt, spielt, wo man ihn aufstellt, wechselt den Klub, wenn man ihn verkauft. Sein Wille verschwindet nicht; er improvisiert, entscheidet, deutet das Spiel in jeder Sekunde. Aber er bewegt sich in einem fremd gesetzten Rahmen und will nun, was er unter Vertrags-, Vereins- und Trainerzwecken wollen soll. Nicht weil seine Lage der des Hörigen oder Sklaven gliche – der Profi ist rechtlich frei und oft reich —, sondern weil in milderer, freiwilliger Form dasselbe Strukturmoment wiederkehrt: Die Tätigkeit steht unter einem fremden Zweck.

Daran hängt mehr als der Fußball. Es ist nicht das Spielen, das zur Last wird, sondern das Spielen unter fremder Direktion. Dieselbe Tätigkeit beglückt, solange sie die eigene ist, und drückt, sobald ein fremder Wille über ihr steht. Wer das sieht, hört die Aufforderung, man müsse eben „mehr arbeiten“, mit anderen Ohren.

Beim Fußball verdeckt etwas diese Härte, und das macht ihn als Bild so brauchbar. Der Wettbewerb, der Zusammenhalt der Elf, das gemeinsame Ziel überstrahlen, dass die Spieler ihre Leistung für andere erbringen – für den Verein, seine Eigentümer, seine Bilanz. Darum dient die Mannschaft so gern als Vorbild für die Arbeitswelt: Man stellt sich die Belegschaft als Team vor, das geschlossen aufs gemeinsame Tor zuläuft, und die kapitalistische Form darunter – wer wessen Zwecke vollzieht, wem das Ergebnis gehört – verschwindet aus dem Blick. Gerade das macht das Bild ideologisch nützlich.

Beim Spitzenspieler kippt die Lohnarbeit nach zwei Seiten zugleich. Nach oben: Ein Weltklassemann ist so knapp, dass er Bedingungen diktiert, von denen ein normaler Arbeitnehmer nicht zu träumen wagt. Nach unten: Seine Karriere ist kurz, der Körper verschleißt, die Anerkennung hängt an der Leistung. Ein Formtief, eine Verletzung, das Alter, und der Gefeierte von gestern spielt keine Rolle mehr. Sein Kapital ist der Körper, und der verliert schneller an Marktwert, als eine gewöhnliche Berufslaufbahn endet; keine Solidarkasse fängt das auf. Bei den Spitzenverdienern federt das Geld es ab: Wer in den Jahren des Ruhms Millionen zurücklegt, ist hinterher versorgt. Hart bleibt es für die vielen darunter, die meisten Profis, die vom Fußball ohnehin kaum leben und am Ende mit nichts dastehen. Der Spitzenfußball ist nicht die Ausnahme von der Arbeitswelt, sondern ihre Zuspitzung.

Auch die Spieler selbst zirkulieren in dieser Ordnung wie Ware und Arbeitskraft. Talente aus ärmeren Regionen – Afrika, Lateinamerika, Teile Asiens – werden früh entdeckt, ausgebildet, verkauft und in die Zentren des Fußballkapitals gezogen, nach Europa und neuerdings dorthin, wo das Geld am dicksten sitzt. Es ist dieselbe Bewegung wie bei jedem anderen Kapital: Es sucht sich die billige Kraft, wo sie wächst, und zieht den Ertrag dorthin, wo es schon angehäuft ist. Der Fußball spiegelt darin die internationale Arbeitsteilung im Kleinen.

Der Fan

Der Fan spielt nicht, er sieht zu – und leidet, jubelt, hofft, verzweifelt an einem Geschehen, das er nicht beeinflusst. Das Erste, was ihn trägt, ist das Schätzen des Könnens. Wer ein gutes Spiel sieht, sieht Menschen, die etwas beherrschen, und weiß es zu schätzen; gerade weil er selbst es nicht kann, ahnt er, wie schwer es ist. So schätzt man das Können eines Sängers, eines Schauspielers, eines Tänzers – die Leistung, die sich im Vollzug zeigt. Der Beifall fürs gelungene Dribbling ist nicht gekauft.

Das macht aber noch keinen Fan. Das Können eines Gegners kann man schätzen und ihn doch nicht ausstehen. Der Fan ist parteiisch, und darin liegt der Kern.

Er gehört dazu. „Ich bin Schalker“, „ich halte zu Argentinien“ – solche Sätze ordnen einen Menschen ein. Wer Fan ist, ist jemand: Teil einer Gemeinschaft mit ihrer Geschichte, ihren Helden, ihren Erzfeinden. Die alten Zugehörigkeiten zerfallen – Konfession, Stand, der Beruf fürs Leben —, und die Frage „Wer bin ich?“

steht offen. Der Verein gibt eine Antwort, die sofort zur Hand ist, keine Bildung verlangt und einen in eine größere Ordnung stellt.

Dahinter steht ein Bedürfnis, das älter ist als der Markt. Den vereinzelten, für sich rechnenden Menschen, der seine Freiheit darin hat, zu kaufen und zu wählen, was er will, gibt es so ursprünglich nicht. Niemand kommt als Robinson zur Welt; man wird in eine Familie hineingeboren und denkt von Anfang an in Zusammenhängen. Wo der Markt noch nicht alles durchdrungen hat, sieht man es deutlicher – da versteht der Einzelne sich zuerst aus Verwandtschaft, Ort, gemeinsamer Geschichte, nicht als wählendes Einzelwesen. Der Markt löst diese Zusammenhänge auf, Stück für Stück, in lauter einzelne Tauschende – aber das Bedürfnis nach Gemeinschaft löst er nicht auf. Er verschärft es. Je vereinzelter der Einzelne, desto stärker das Verlangen nach Zugehörigkeit, und die Marken, die Konsumgemeinden, die Fankreise, die Sportarten bedienen es, jede auf ihre Weise.

Manche dieser Gemeinschaften sind wirklich: die Arbeitskollegen, die Schulkameraden – wobei man fragen kann, wie weit auch sie schon von Konkurrenz und Geld angefressen sind. Andere sind nur vorgestellt, und darum nicht unwirklich: Sie bestehen nicht schon vor dem gemeinsamen Zeichen, sondern entstehen mit ihm, und sie wirken. Eine festgestellte Gemeinsamkeit hilft im Gespräch, erzeugt Sympathie, gibt einen Anknüpfungspunkt: Wer denselben Verein nennt, ist schon kein ganz Fremder mehr. Beim Fußball liegen die Zeichen der Auflösung offen zutage, und doch erlebt der Fan sich mit anderen Fans verbunden und teilt mit ihnen ein Gefühl, das ihm grundlegend vorkommt.

Der lokale Verein, möchte man meinen, sei wenigstens vernünftig begründet – das ist ja „meine“ Mannschaft. Aber die Spieler selbst sind nicht wir. Es sind nicht unsere Kinder, nicht einmal unsere Freunde, sondern Leute, die zufällig in derselben Stadt geboren wurden – beim Profiklub nicht einmal das, sondern teuer eingekauft aus aller Welt. Man kennt sie nicht.

Das Verbindende liegt darum nicht in der Mannschaft, sondern in dem, was um sie herum liegt. Je näher die Sache, desto mehr Spuren wirklicher Gemeinsamkeit. Vielleicht spielt der Neffe eines Bekannten mit. Vor allem: Die Kollegen gehen alle hin, im Büro fiebert man zusammen, schon Vater und Großvater hielten zum selben Verein. Und alle, die am Ort leben, teilen ohnehin etwas – der Verein macht diese Gemeinsamkeit sichtbar, er symbolisiert sie. Hier liegt eine reale Grundlage darunter: Die Leute eines Ortes haben wirklich miteinander zu tun, und im Verein sehen sie es noch einmal vor sich.

Das ändert sich, je größer die Einheit wird. Bei einem Kleinstaat – Monaco, einem Inselstaat – teilen die Bürger noch fast so viel wie die einer Stadt. Bei großen Ländern wie Deutschland, Brasilien, den USA oder China wird die gemeinsame

Grundlage dünn; was die Nationalmannschaft symbolisiert, hat dann kaum mehr eine wirkliche Gemeinschaft unter sich. Je weiter weg, desto weniger Spuren – bis beim fernen Star nichts Wirkliches mehr bleibt als die Begeisterung selbst.

Daher die eigentümliche Rolle des Sports heute. Als es zwei Fernsehprogramme gab, saß die Nation zur selben Stunde vor demselben Krimi. Man schaute in der Familie und wusste Millionen im selben Moment beim selben Bild. Die Gleichzeitigkeit stiftete Gemeinschaft über das Wohnzimmer hinaus. Das ist zerfallen; jeder hat seine eigene Serie, seinen eigenen Kanal, seinen eigenen Bildschirm. Der Sport ist einer der letzten Orte, an denen Millionen noch gleichzeitig dasselbe erleben – ein letztes Lagerfeuer.

Warum es bindet

Warum bindet der Verein heftiger, als es vernünftig wäre? Ein Vergleich mit anderem, woran Menschen sich hängen, hilft.

Zuerst die Marke. Man zeigt durch das, was man kauft, wer man ist – Auto, Label, Technik. Bei den meisten Marken bleibt es ein Zeichen; kaum jemand baut seine Person darauf, die eine Sportschuhmarke statt der anderen zu tragen. Bei wenigen gelingt mehr: Apple-Nutzer, Harley-Fahrer erleben ihre Marke als Teil ihrer selbst, verteidigen sie, erkennen einander. Das ist der Traum der Werbeleute – aus Kundschaft eine Gemeinde zu machen. Wo er aufgeht, ist die Marke schon fast ein Verein.

Beim Fan ist diese Gemeinde da, und sie ruht auf etwas, das der Marke fehlt. Die Marke bindet durch Besitz; man teilt, was man kauft. Der Verein bindet durch geteiltes Schicksal: Sieg und Niederlage, Auf- und Abstieg, Derby, Verletzung, Transfer. Der Apple-Nutzer verliert am Samstag nicht gegen Samsung, der Harley-Fahrer steigt nicht ab. Die Marke hat Kunden; der Verein hat Leidensgenossen. Man trifft sich, fiebert zusammen, teilt Freude und Enttäuschung – eine Familie von Gleichgesinnten, mehr als ein geteiltes Zeichen.

Und das gemeinsame Fiebern ist kein laues Gefühl. Das Herz schlägt schneller, etwas steht auf dem Spiel, der Ausgang ist offen. Ähnlich wie beim Horrorfilm oder beim Thriller genießt man die Spannung und den Schrecken gerade deshalb, weil man auf der Zuschauerbank sitzt und nicht wirklich getroffen wird. Nur meint der Fan, anders als der Kinobesucher, doch betroffen zu sein – und er ist es zusammen mit anderen. Das geteilte Bangen, der geteilte Jubel kommen ihm vor wie etwas Grundlegendes, fast Existenzielles, und das verbindet stärker als jedes ruhige Einvernehmen.

Beim Sport kommt das Eigentümliche hinzu: Man meint, selbst beizutragen. Der zwölfte Mann, das Heimspiel, der Glaube, das eigene Anfeuern mache einen Unterschied. Im Stadion ist daran etwas: Der Lärm der Ränge trägt die einen und setzt die anderen unter Druck, und der Heimvorteil ist keine bloße Einbildung. Vor dem Bildschirm aber, wo die meisten sitzen, hört kein Spieler das Brüllen – und doch fiebert der Fan dort nicht weniger und erlebt sich ebenso als Mitspieler am Schicksal seiner Mannschaft. Die Bindung ist am stärksten dort, wo der Einfluss am kleinsten ist.

Dann der Wettbewerb. Apple und Windows tragen ihn nicht aus; jedes Lager fühlt sich überlegen, aber es gibt keinen Schiedsrichter, kein Ergebnis, keine Entscheidung. Der Sport entscheidet, nach festen Regeln, mit Sieger und Verlierer. Das ist eine eigene Quelle der Leidenschaft, mit zwei Seiten.

Die eine ist die Lust am Gegeneinander selbst, am Sich-Messen. Sie steckt nicht nur im Stadion, sondern im Wortgefecht der Rapper, im Beef der Youtuber, im Schlagabtausch der Politik. Der Streit zieht hinein; man gehört zu einer Seite, indem man gegen die andere Partei nimmt. Die andere Seite ist die Eigenart des Ligabetriebs. Eine Wahl entscheidet einmal, dann ist Ruhe. Hier wird Woche für Woche neu gekämpft, gewonnen, verloren, und kaum ist die Saison vorbei, beginnt die nächste. Man gewinnt nie endgültig und ist nie fertig; man verliert nie endgültig und gibt nie auf. Eine Maschine, die immer neue Spannung erzeugt – darum bindet sie auf Dauer wie kaum etwas.

Zuletzt die gemeinsame Geschichte, auch die schmerzhafte. Jeder Verein hat seine Saga: Man war dabei, als die alte Tribüne noch stand, ist zusammen zum Auswärtsspiel gefahren, hat die Niederlage durch das Gegentor in letzter Minute zusammen durchlitten. Gemeinsam erlittene Wunden, nur folgenlose – man verliert das Spiel, nicht das Leben. Gerade die Folgenlosigkeit macht sie zum Bindemittel: Wer eine bittere Niederlage zusammen durchgestanden hat, ist verbunden wie Menschen, die wirkliche Not überstanden haben, nur ohne den Preis. Das Leben selbst hat oft keine Geschichte, in der man vorkommt; es ist ein Durcheinander von Zufällen. Die Vereinsgeschichte liefert, was fehlt – eine Erzählung mit Triumph und Tragödie, in der man eine Rolle hat.

Warum gerade Fußball

Das alles gilt nicht nur für den Fußball. Jede Sportart hat ihre Fans, und bei jeder findet sich dasselbe wieder, auf sie angewandt. Manche Sportarten verlangen aber eine eigene Erklärung, warum gerade sie ein Land ergreifen – oft eine

historische: das Cricket in England, der Baseball in den USA, gewachsen über Generationen.

Der Fußball ist mehr als das. Er reicht weit über seinen Ursprung hinaus – über Europa und, auf den Wegen des Kolonialismus, über Südamerika und Afrika. In weiten Teilen Asiens und in Ozeanien hat er zwar nicht dieselbe kulturelle Vorrangstellung; dort stehen andere Sportarten obenan, Cricket, Baseball, Rugby. Aber auch dort wächst er, und das Turnier holt diese Regionen zunehmend herein. Warum er die einen Weltgegenden so viel tiefer ergriffen hat als die anderen, wäre eigens zu untersuchen. Wo er aber Fuß gefasst hat, verstärkt sich das selbst: Was Rang hat, ziehen die Medien groß auf, und weil die Stars Millionäre sind, verbindet sich die Idee des Reichtums mit der des Spiels. Aber der tiefere Grund ist die Zugänglichkeit. Nicht jeder kann singen, und nicht jeder Golf spielen – das eine braucht Talent, das andere den Platz, die Schläger, das Geld. Fußball braucht einen freien Platz und einen Ball, sonst nichts. Jeder hat selbst gespielt, jeder kann mitlaufen, jeder mitfeiern. Was man am eigenen Leib kennt, schätzt man anders als das, was nur die Könner beherrschen.

Auch die Wahl, zu wem man hält, hat hier ihren Spielraum. Von Haus aus ist es der Verein der Stadt, die Mannschaft des eigenen Landes. Aber man kann sich auch das Können selbst zum Vorbild nehmen, über die Herkunft hinweg – den Messi, den Ronaldo, wie früher viele außerhalb Deutschlands Boris Becker. Dass die Medien groß aufziehen, was die Massen sehen wollen, und die Massen sehen wollen, was groß aufgezogen wird, ist keine bloße Manipulation, sondern ein Geschäft, das sich wechselseitig verstärkt.

Die Kehrseite

Der Fan meint beizutragen, indem er anfeuert. Sportlich tut er es weit weniger, als er meint, und der vor dem Bildschirm gar nicht; sein Jubel ersetzt keinen Pass, keinen Laufweg, keinen Abschluss.

Er trägt trotzdem bei, nur anders, als er denkt. Der Fan ist nicht das Gegenteil des Konsumenten, sondern der intensivste Konsument: Ticket, Bratwurst, Schal, Trikot, Magazin, manchmal die Aktie. Und mehr: Indem er Fan ist und sich begeistert, hält er sein Interesse an den Spielen wach. Dieses Interesse, millionenfach, macht die Spiele wertvoll, denn die Aufmerksamkeit der Fans ist die Ware, die hier verkauft wird. So fällt die sportliche und die ökonomische Wirkung sogar auseinander: Der eine, der im Stadion mitwirkt, ist der seltenere; der vor dem

Bildschirm, der sportlich nichts ausrichtet, ist der, dessen Aufmerksamkeit die Maschinerie trägt.

Er hilft dem Verein also wirklich – nicht dadurch, dass die Elf besser spielt, sondern dadurch, dass er sich begeistert und damit das Interesse erzeugt, von dem alles lebt. Es ist die Logik des konfuzianischen Ritus: Der wirkt nicht, weil er ein Ziel erzwingt, sondern weil sein Vollzug die Ordnung bekräftigt. So stärkt der Fan den Verein, indem er Fan ist und es zeigt. Sein Vollzug ist der Beitrag – der wirtschaftliche, den er nicht sieht, nicht der sportliche, den er meint.

Vielleicht ist es gut, dass er es nicht sieht. Wüsste er bei jedem Spiel, dass seine wahre Rolle die des Zahlers ist, hielte die Begeisterung schwerer. Das Auseinanderfallen von gefühlter und wirklicher Wirkung ist kein Zufall; es hält die Hingabe rein.

Wie weit die Verwertung der Aufmerksamkeit reicht, zeigt sich daran, dass sie inzwischen das Spiel selbst umbaut. Bei der Weltmeisterschaft 2026 wurde jede Halbzeit von einer dreiminütigen Trinkpause unterbrochen, in jedem Spiel, auch im klimatisierten Stadion und bei mildem Wetter. Aus zwei Halbzeiten wurden so vier Viertel, wie im amerikanischen Sport. Der erste Grund ist achtbar: Die Spiele fanden im nordamerikanischen Sommer statt, und Hitze gefährdet die Spieler. Aber in dieselbe Pause durften die Sender nun ihre Werbung legen – jedenfalls dort, wo Programmplanung und nationale Regeln es zulassen, denn nicht jeder nutzt es; ein voller Schnitt vom laufenden Spiel weg, den der Fußball bis dahin nicht kannte. Die FIFA versichert, selbst nichts daran zu verdienen; den Gewinn machen die Übertragungsrechte-Inhaber, und allein für den US-Sender kursieren Schätzungen von rund 250 Millionen Dollar zusätzlicher Werbeerlöse. Ob die genaue Summe stimmt, ist weniger wichtig als die Struktur: Eine Spielunterbrechung wird zu verkaufbarer Sendezeit.[2] Der Fußball war lange ungewöhnlich darin, dass seine fünfundvierzig Minuten ohne Unterbrechung liefen – kein Platz für den Block dazwischen. Eben dieser leere Platz wurde nun gefüllt.

Zur selben Logik gehört die Halbzeitpause des Endspiels, die bei der Weltmeisterschaft 2026 erstmals nach dem Vorbild des Super Bowl zur Show mit prominenten Musikern ausgebaut wurde. Beides, die Trinkpausen wie die Bühnenshow, hat dieselbe Herkunft: Niemand unter den Fans hatte danach verlangt, und beides wurde dennoch von oben eingeführt, ohne Debatte. Das ist der eigentliche Befund – nicht dass es Werbung und Show gibt, sondern die Richtung der Entscheidung. Das Spielformat wird nicht nach dem gerichtet, was Spiel

2 Vgl. Reuters, 24. Juni 2026, zu den verpflichtenden Trinkpausen in der 22. und 67. Minute und ihrer offiziellen Begründung; The Guardian, 14. Juni 2026, zu den Werberegeln, die den Sendern Werbung während der Pausen erlauben, sofern sie dreißig Sekunden vor Wiederanpfiff zurück im Spiel sind. Nicht alle Sender nutzen dies (etwa ITV und Telemundo nicht).

oder Zuschauer verlangen, sondern nach dem, was sich vermarkten lässt. Die Substanz folgt dem Geschäft, nicht umgekehrt; und was sich hier auf der größten Bühne durchsetzt, wird sich danach in den kleineren Wettbewerben umso leichter durchsetzen.

Wer verdient

Die Zahlen ernüchtern das Raunen. Eine jährliche Erhebung erfasst die zwanzig umsatzstärksten Klubs der Welt und teilt ihre Einnahmen in drei Ströme: den Spieltag (Tickets, Bewirtung), die Übertragung und das Kommerzielle (Sponsoring, Werbung, Fanartikel). Zuletzt entfielen rund 43 Prozent aufs Kommerzielle, 38 auf die Übertragung, 19 auf den Spieltag.[3]

An der Stadionkasse zahlt der Fan also den kleineren Teil. Doch die beiden großen Ströme hängen an ihm. Was sind Übertragungsrechte wert? Sie sind es, weil so viele zuschauen; man zahlt fürs Senden, weil sich um die Sendung Werbung verkaufen lässt. Das Sponsoring zahlt aus demselben Grund: weil die Fans hinsehen. Über achtzig Prozent der Einnahmen laufen am Ende auf eines hinaus – die Vermarktung der Aufmerksamkeit, die der Fan erzeugt, indem er Fan ist.

(Die Zahlen stammen von den größten Klubs der Welt, den am weitesten zu Marken gewordenen. In der Kreisliga sieht die Rechnung anders aus, mit mehr Bratwurst und weniger Sponsoring. Wie weit der Mechanismus nach unten reicht, wäre eigens zu prüfen; an der Spitze ist er klar.)

An dieser Spitze sitzt noch einer, von dem selten die Rede ist: der Veranstalter. Ein Wettbewerb braucht jemanden, der ihn ausrichtet, die Regeln setzt, die Teilnehmer zulässt, den Ort bestimmt, die Rechte verkauft. Dieser eine – die FIFA für die WM, das IOC für die Spiele – sitzt auf einem Monopol. Neben die „Weltmeisterschaft“ lässt sich keine zweite stellen, so wenig wie ein zweites Wassernetz neben das der Stadt. Wer das Monopol hält, setzt die Preise für Übertragung, Sponsoring und Tickets fast nach Belieben.

Bei der Weltmeisterschaft 2026 nahm dieses „nach Belieben“ eine neue Form an. Die Ticketpreise waren nicht mehr fest, sondern schwankten nach Nachfrage, wie an einer Börse: Steigt das Interesse an einer Partie, steigt der Preis in Echtzeit mit. Das ist dieselbe dynamische Preisbildung, die man von Flügen und Hotels kennt, und sie rückt das Ticket in die Nähe eines Spekulationsobjekts – sein Preis

3 Deloitte Football Money League 2026; Zahlen für die zwanzig umsatzstärksten Klubs der Saison 2024/25, zusammen rund 12,4 Milliarden Euro.

misst nicht mehr, was das Spiel kostet, sondern was der Markt im Augenblick hergibt. Der Veranstalter schöpft damit genau den Betrag ab, den die Begeisterung gerade wert ist. Die Aufmerksamkeit des Fans, die ohnehin die eigentliche Ware ist, wird so noch im Moment ihres stärksten Ausschlags abgemolken.

Wo einer allein entscheidet, was ein wertloses Gut zum wertvollen macht, ist die Korruption nah – nicht anders als beim Lokalpolitiker, der bestimmt, ob aus einem Acker Bauland wird. Die Geschichte der FIFA ist von Korruption durchzogen, von Schmiergeldsystemen bis zu den umstrittenen Turniervergaben. Der Mechanismus, der sie stabil hält, gleicht dem der Vereinten Nationen: mehr Mitgliedsverbände als die UN-Staaten, und jeder hat eine Stimme. Die eines kleinen Inselverbands wiegt so viel wie die einer großen Fußballnation. Das klingt demokratisch und hat eine berechenbare Folge. Die vielen kleinen Verbände bilden zusammen die Mehrheit, und sie sind auf die Förderung von oben angewiesen – auf Geld für Plätze, Trainer, Nachwuchs. Diese Förderung ist real und nötig; eben darin liegt ihre Doppelnatur. Wer sie verteilt, schafft Abhängigkeit und Dankbarkeit, ob er will oder nicht, und wer oben bleiben will, pflegt sie. Nicht jede Förderung ist Bestechung; aber ein System, in dem Zugang, Anerkennung und Geld über eine Hand laufen, ist anfällig für Patronage – die Herrschaft durch Zuteilung. So wird aus berechtigter Hilfe ein Mittel der Loyalität, ohne dass je ein offener Kauf nötig wäre. Das einträgliche Geschäft bleibt ungestört, solange die Mehrheit gehalten wird.

Wie dieser Mechanismus arbeitet, zeigt die Vergrößerung des Turniers. Das Teilnehmerfeld wurde erst auf achtundvierzig Mannschaften erweitert, und am Tag des Eröffnungsspiels brachte der FIFA-Präsident die nächste Aufstockung auf vierundsechzig ins Gespräch.[4] Vorgeschlagen hatte sie der südamerikanische Verband, einmalig, zum hundertjährigen Jubiläum der ersten Weltmeisterschaft von 1930. Sportlich spricht wenig dafür; naheliegender ist eine andere Rechnung. Die neuen Plätze kämen vor allem Ländern des Globalen Südens zugute, den Verbänden Afrikas, Asiens, Mittel- und Südamerikas, und dort zuerst ihren Funktionären, denen die Teilnahme Förderung und Ruhm einbrächte. Wer ihnen beides verschafft, hat ihre Stimmen. Die Erweiterung sieht nach mehr Teilhabe aus und ist zugleich das Mittel, die gehaltene Mehrheit zu vergrößern. Sie kostet den, der oben sitzt, nichts – den Preis zahlt das Turnier, das immer unförmiger wird, und zahlen die Fans, für die es teurer und weiter weg gerät.

4 Den Vorschlag brachte der Präsident des uruguayischen Verbands, Ignacio Alonso, im März 2025 im FIFA-Rat ein; der Präsident des südamerikanischen Verbands CONMEBOL, Alejandro Domínguez, vertrat ihn am 10. April 2025 auf dessen Kongress (Buenos Aires Times, 10. April 2025). Gianni Infantino sprach am 11. Juni 2026 gegenüber dem brasilianischen Sender CazeTV davon (Malay Mail, 13. Juni 2026); im Juli kündigte er an, die Gremien der FIFA würden den Vorschlag prüfen (Al Jazeera, 13. Juli 2026).

Dieselbe Macht entscheidet, wer überhaupt mitspielen darf. Russland ist seit dem Angriff auf die Ukraine von allen Wettbewerben ausgeschlossen; die USA, deren Militär in denselben Jahren mehrfach Gewalt über fremde Grenzen trug, richten die Weltmeisterschaft aus. Man muss die Fälle nicht gleichsetzen, um den Maßstab zu vermissen: Es gibt keine Regel, die den Angreifer von der Bühne weist, sonst träfe sie nicht nur den einen. Russland ließ sich ausschließen, weil es schon isoliert war; die USA sind Gastgeber, Großmarkt, Medienmacht, das Zentrum der Ordnung, die das Turnier trägt – sie auszuschließen hieße, das Turnier selbst zu zerschlagen. Wer auf der Bühne der Nationen stehen darf, entscheidet nicht das Recht, sondern die Macht.

Der schärfste Fall spielte sich um den Iran ab. Seit Ende Februar 2026 führte das Gastgeberland gemeinsam mit Israel einen nicht erklärten Krieg gegen das Land. Als das Turnier am 11. Juni begann, dauerte dieser Krieg noch an. Am 14. Juni, einen Tag bevor die iranische Mannschaft ihr erstes Spiel bestritt, wurde eine Einigung über sein Ende verkündet; Ende Juni griffen die USA den Iran wieder aus der Luft an, und am 12. Juli, eine Woche vor dem Endspiel, folgte eine neue Welle von Angriffen.[5] Die Folgen trafen die sportliche Seite unmittelbar. Die heimische Liga, in der ein großer Teil der Elf spielt, war wegen des Krieges monatelang ausgesetzt; das Team musste sein Quartier aus den USA nach Mexiko verlegen und erhielt nur Kurzzeitvisa für die Tage rund um die einzelnen Spiele, sodass es jedes Mal sofort zurückreisen musste; einzelne Mitarbeiter durften gar nicht erst einreisen. Und doch lief das Turnier, als wäre nichts. Ein Wettbewerb, der sich als Fest der Völkerverständigung gibt, trägt es, dass der Ausrichter einen der Teilnehmer bombardierte, während der Ball rollte – deutlicher lässt sich nicht zeigen, dass nicht das Recht die Bühne ordnet, sondern die Macht, die sie besitzt.

Die Hingabe der vielen unten und die Monopolrente der wenigen oben gehören zusammen. Die Begeisterung des Fans, das Echteste an der Sache, ist der Rohstoff, aus dem oben Gewinn wird.

5 Angriffe der USA und Israels auf den Iran seit dem 28. Februar 2026 (The Daily Signal, 28. Februar 2026); die Einigung über das Kriegsende verkündete Präsident Trump am 14. Juni 2026 (NPR, „The U.S. and Iran announce a deal to end the war“, 14. Juni 2026); Irans erstes Spiel, 2:2 gegen Neuseeland, fand am 15. Juni 2026 in Inglewood statt (Dawn, nach AFP). Erneute US-Angriffe auf den Iran Ende Juni und am 12. Juli 2026, nachdem Trump die Waffenruhe für beendet erklärt hatte (Al Jazeera, „US launches new wave of strikes against Iran, aimed at ‚degrading‘ military“, 12. Juli 2026); das Endspiel fand am 19. Juli 2026 statt.

Das große „Wir“

Bleibt das „Wir“ vom Anfang, das der Mann im Büro sagt, obwohl er nichts getan hat. Bei der Weltmeisterschaft wird es am größten.

Wer sagt da „wir“? Vor demselben Bildschirm, im selben Trikot, beim selben Tor jubeln der Arbeiter und der Vorstand, die Kassiererin und der Chefarzt. Für die Dauer des Spiels scheint aufgehoben, was das ganze Jahr über wirklich ist: der Unterschied der Schichten, der Klassen, der Vermögen.

Der Fußball steht zu diesem Unterschied auf dreierlei Weise. Manche Vereine tragen ihn: Wo zwei Klubs einer Stadt sich gegenüberstehen, lädt er sich sozial auf – der feine gegen den einfachen, der bürgerliche gegen den alternativen, und die Wahl des Vereins sagt, wer man ist und wer nicht. Andere Vereine überbrücken ihn: Hinter dem Klub der Industriestadt steht die ganze Stadt, vom Arbeiter bis zum Direktor. Die Nationalmannschaft scheint ihn zu tilgen; sie verbindet quer durch alle Schichten.

Diese Gemeinschaft gibt es draußen, in der wirklichen Wirtschaft, gerade nicht. Dort ist man geschieden – oben und unten, Kapital und Arbeit, arm und reich. Im Stadion erscheint geeint, was draußen getrennt ist, wie in der Armee, wo ebenfalls alle Stände in einer Kameradschaft aufgehen, die sie sonst trennt. Eine symbolische Aufhebung der Klassen, im Erleben wirklich und in den Folgen gleich null: Nach dem Schlusspfiff kehrt jeder in seine Lage zurück.

Bei der Weltmeisterschaft tritt zum „Wir“ noch das Land. Die Elf vertritt es; sie ist nicht nur eine Gemeinschaft, die man erlebt, sondern eine, die ein Ganzes – die Nation – repräsentiert. Damit ändern sich die Regeln. Es treten nicht Vereine an, sondern Verbände, und wer für ein Land spielen will, muss seine Staatsbürgerschaft haben. Hier kippt die Logik ins Offene: Der Spieler anderer Herkunft, andernorts geboren, wird eingebürgert, damit er mitspielen kann, und die Anhänger begrüßen es, wenn er trifft. Der Ausschluss, den man dem Nationalen sonst nachsagt, fällt aber nicht einfach weg; er wird suspendiert, solange der Spieler das nationale Wir erfolgreich verkörpert. Wer trifft, gehört dazu. Wer versagt, kann plötzlich wieder als der Fremde erscheinen, dessen Herkunft man sich erinnert.

Und was die Mannschaften vertreten, drücken sie auch aus. Jede hat ihre Farben, ihr Wappen, ihr Maskottchen, oft eine eigene Art zu spielen und sich zu geben, an der man sie erkennt. Die Fans führen es fort, schmücken sich mit Fahnen und bemalten Gesichtern und treiben das Landestypische ins Folkloristische – Wikingerhelme, Sombreros, ein Bier in Nationalfarben. So wird die vorgestellte Einheit für einen Sommer bunt und sichtbar, und die Vielfalt der Länder tritt

nebeneinander auf eine Bühne. Es ist auch der Anlass, bei dem ein Fernsehpublikum nebenbei etwas über ferne Länder erfährt, die sonst nie vorkommen – eine Art Erdkundestunde zwischen den Spielen.

Das Halten zum eigenen Land ist dabei nicht das einzige Verhältnis. Daneben steht die Wertschätzung der Mannschaften, die besonders schön spielen – ein Genuss für sich, unabhängig von der Herkunft. Manche pflegen sie als eigene Auszeichnung: Sie tun mehr als bloß flaggen, sie können auch unterscheiden und das Schöne loben. Beides läuft nebeneinander, und im Zweifel siegt doch das eigene Land. Dabei geht die Rechnung seltsam immer auf: Schlägt das eigene Team den Favoriten, ist es eine große Leistung; spielt es unentschieden, ein ehrenvolles Ergebnis; verliert es, war es ja gegen die Besten. Das eigene Land kann eigentlich nicht verlieren.

Eine eigene Sympathie gilt dem Kleinen – nicht dem, der einfach untergeht, das ist nur skurril, sondern dem, der einen Großen aus dem Turnier wirft, ehe er selbst scheitert. Das trifft etwas: Im wirklichen Leben sind die meisten eher David als Goliath. Wie man sich, klein, in den Großen hineinträumt, so träumt man sich in den Kleinen, der es dem Großen zeigt.

Weiter geht, wer die Paarungen mit dem auflädt, was ihm zu den Ländern einfällt – ihrer Politik, ihrer Geschichte, ihrer Stellung in der Welt. Dann steht im Endspiel nicht Spanien gegen Argentinien, sondern die alte Kolonialmacht gegen die aufsteigende, selbstbewusste Dritte Welt; und wer den Sieger kennt, weiß, wohin es mit der Welt geht. Man kann dieselbe Partie aber auch anders besetzen: das Land des Ultra-Neoliberalismus und der Trump-Nähe gegen ein Land mit anderer Tradition. Beide Deutungen gehen aus derselben Begegnung hervor, und der Ausgang bestätigt jeweils die, die man mitgebracht hat. Was für zwei entgegengesetzte Schlüsse taugt, trägt keinen von beiden. Jedes Land hat genug Geschichte, dass man ihm die Rolle geben kann, die man gerade braucht; die Wahl der Kategorie richtet sich nach dem gewünschten Ergebnis. Bei der Weltmeisterschaft 2010 befragte man einen Kraken im Aquarium, der die Spiele vorhersagen sollte, indem er sich zwischen zwei Futterboxen entschied. Zwischen seiner Wahl und dem Ausgang bestand keinerlei Zusammenhang, und alle wussten es. Die politische Aufladung ist im Bau dieselbe Bewegung – eine Verbindung von außen an die Sache herangetragen, die in der Sache nichts hat, was sie trüge —, nur hält sie sich für tiefsinnig. Elf spielen gegen elf; wer gewinnt, hängt an Tagesform, Zufall und Schiedsrichterentscheidungen, nicht an der Wirtschaftspolitik der Regierungen. Was befriedigt wird, ist ein Bedürfnis nach Bedeutung, das das Spiel nicht hergibt.

Doch das Land ist nicht der Verein. Mit dem Verein bindet einen nichts als die Wahl; vom eigenen Land hängt man wirklich ab – durch Gesetze, Steuern, Schutz,

das Leben, das man darin führt. Darum ist die nationale Identifikation nicht so folgenlos wie die zum Klub. Unter dem Schleier der Völkerfreundschaft und des guten Verlierers läuft doch eine Konkurrenz der Nationen, und sie rührt an Reales. Die marxistische Kritik, die in der Klassenversöhnung schon eine Ideologie sah, ein Opium, findet hier ihren schärferen Fall. Das „Wir" des Spiels umfasst auch die, die das Land regieren, und ihre Politik – und zwar gerade dann, wenn man mit ihr unzufrieden ist oder sie sich gegen die eigenen Interessen richtet. Man sieht es daran, dass Kritik am eigenen Land leicht als Nestbeschmutzung gilt, und daran, dass Regierende gern auf der Tribüne sitzen, im Glanz des Spiels, der ein wenig auf sie abfärbt.

Der Glanz färbt aber nicht nur auf die Regierenden. Er erreicht auch den gewöhnlichen Bürger. Wer aus einem Land kommt, dessen Mannschaft gerade glänzt, wird im Ausland darauf angesprochen – als hätte er selbst etwas geleistet. Das eigene Land hat eine tolle Elf, also ist man, mit ihm, ein bisschen toll. Viel folgt daraus nicht, aber ein wenig Sympathie schon, und die zählt im Umgang mit Fremden.

Was das bedeutet, lässt sich auf zwei Weisen sehen. Vielleicht entschärft die symbolische Versöhnung den Druck, die wirkliche Spaltung anzugehen – der Fußball gibt für Stunden das Gefühl von Gleichheit und nimmt dem Verlangen nach wirklicher Gleichheit die Spitze. Brot und Spiele. Oder die erlebte Einheit ist, so folgenlos sie ist, ein Vorschein des Möglichen – eine Erinnerung, dass die Schichten sich treffen können, dass das Trennende nicht das letzte Wort hat. Dann beruhigt der Fußball nicht, sondern weckt. Welche Sicht trifft, hängt von Umständen ab, die man im Einzelnen prüfen müsste.

Was offenbleibt

Manches ist nur gestreift. Die Lust am Gegeneinander, das tief sitzende Bedürfnis nach dem „wir gegen die", dessen Wurzel offen bleibt. Die Gewalt der Hooligans, die sich nicht aus dem Fan-Sein erklärt, sondern aus seinem Umschlagen: Wo Menschen sich sonst an nichts wirksam fühlen, kippt das symbolische Gegeneinander ins wirkliche, und das Ventil wird zum Brandherd. Und die Frage, wie weit das alles, an den großen Klubs gezeigt, für den kleinen Verein um die Ecke gilt, wo mehr von den echten Spuren der Gemeinsamkeit übrig ist.

Der Fußball ist Spiel und Arbeit zugleich, Gemeinschaft und Geschäft, echtes Gefühl und verkaufte Aufmerksamkeit, symbolische Versöhnung und vielleicht der Vorschein einer wirklichen. In dem einen Wort „wir", das beim Tor aus tausend

Kehlen kommt, steckt das alles. Wer es ruft, kann es danach auseinandernehmen – und ruft es beim nächsten Tor doch wieder.